

# TUMULT

Zeitschrift für Verkehrswissenschaft

Herausgegeben von Frank Böckelmann  
Dietmar Kamper und Walter Seitter

*Erscheinungsweise:* Zweimal im Jahr, jeweils im Frühjahr und Herbst  
Der Preis des Einzelheftes beträgt derzeit DM 16,-  
Im Abonnement DM 30,- zuzüglich Versandkosten

*Mitglieder der Redaktion:* Frank Böckelmann, Michael Cahn, Hans-Peter Gente,  
Ulrich Giersch, Dietmar Kamper, Helmut Kohlenberger, Wolfert von Rahden,  
Hanno Rink, Florian Rötzer, Walter Seitter, Simon Werle,  
Hanns Zischler (ambulanter Redakteur)

*Korrespondierende Mitglieder:* Jean Baudrillard, Bazon Brock,  
Michel Foucault †, Bernard Pautrat, Jean-Louis Schefer, Michel Serres,  
Michel Tibon-Cornillot, Paul Virilio, Oswald Wiener

*Manuskripte und Anfragen:* Klaus Boer Verlag,  
Maillingerstrasse 32, D-8000 München 19

*Korrespondentin in Paris:* Helga Maria Meise,  
269, boulevard Voltaire, F-75011 Paris

*Umschlag:* Hanno Rink

*Satz:* Jönsson Satz und Graphik, München

*Druck und Bindung:* Graph. Großbetrieb F. Pustet, Regensburg

© 1989 Klaus Boer Verlag, München

ISBN 3-924963-37-1

ULRICH JOHANNES SCHNEIDER

## Das Katheder

Die folgende Überlegung ist durch eine einfache und irritierende Beobachtung veranlaßt: Der Unterschied, der allgemein zwischen Kunst und Kunstwissenschaft, zwischen Religion und Religionswissenschaft, zwischen Musik und Musikwissenschaft etc. eingeräumt wird, scheint für die Philosophie nicht zu gelten. Was man an den Universitäten studieren kann, heißt weder Philosophiewissenschaft noch Philosophiegeschichte, sondern schlicht Philosophie. Bildlich ausgedrückt wird hier vom Katheder herab der Gegenstand seiner Behandlung gleichgemacht. Natürlich gibt es heute in den Universitäten keine Katheder mehr. Doch damit ist nicht die professorale Anmaßung verschwunden, die Philosophie als eine einfache, der eigenen Tätigkeit ähnliche Tätigkeit vorzustellen: als bloße Rede.

Die folgende Überlegung verdankt sich aber auch einer zufälligen Entdeckung, der Entdeckung nämlich einer auffälligen Verschiedenheit zweier Stiche nach ein- und derselben Szene. William Hogarth malte *Paulus vor dem Landpfleger Felix* 1748 für die Halle des Londoner Justizgebäudes »Lincoln's Inn«, wo das Gemälde heute noch hängt. Was dort gesehen werden kann, ist nach mehreren Änderungen und Restaurationen nicht mehr eindeutig. Eindeutige Darstellungen geben die beiden Stiche, sie geben sie allerdings völlig verschieden. Während im einen Fall der Apostel frei redet, steht er im anderen am Katheder. Und das ist nicht die einzige Änderung, wie sich zeigt.

Vielleicht hätte ich diese Vorbemerkung kürzer halten und einfach sagen sollen, daß die folgende Überlegung einen Satz des Breslauer Philosophen Christian Garve kommentiert, der 1770 schrieb (ich übersetze aus dem Lateinischen:) »Was Philosophen mit brennendem Herzen aussprechen, interpretieren wir irrtümlich, als ob sie wie Professoren vom Katheder herab redeten.« Über Katheder und Philosophie also das folgende, das in einer ersten Fassung auf dem Colloquium des *Collège International de Philosophie* (Paris) 1986 in Céret vorgetragen wurde. Den deutschen Text widme ich Hugo Beyer.

\*\*\*

Sagen wir, es gibt eine Rede, die von Philosophie handelt. Räumen wir ein, daß sie mehrere Formen hat: sie ist Kritik, Lob, Polemik, Erzählung usw. Gehalten wird diese Rede am meisten, sicher jedenfalls am besten kontrolliert und wahrscheinlich am wirksamsten auf der Universität. Besonderen Ausdruck findet diese Rede in den Lehrbüchern zur Philosophie und zur Philosophiegeschichte. Dort hat sich ein

bestimmter Blick installiert, der das Bild des Philosophen vorstellt; auf traditionelle, kaum spektakuläre Weise hat dieses Bild seine Anbeter. Alles Denken wird dort zurückgebunden an eine bestimmte Aktivität. Die Realität der Philosophie erscheint als eine einfache Funktion der Tatsache, daß sie einmal ausgesprochen worden ist. Lob und Kritik eines Denkens ergibt sich hier aus dem Verfolg der Spuren einer ideellen Produktivität; es ergibt sich als Urteil über dasjenige, was man am Ursprung vermutet: eine einfache, simple Geste des Sprechens. Das Bild des Philosophen ist das Bild des Redners.

Die Positivität der Rede, die von der Philosophie handelt, besteht in diesem Urteil, d. h. als eine kritische, gelehrte, unterrichtende etc. Rede verleiht sie der Philosophie nur im Bild des Redners Wirklichkeit. Von der Philosophie zu sprechen heißt, dieses Bild des Philosophen als eines Redners vorzustellen, es evident zu machen. Was zeigt dieses Bild des Philosophen?

#### Die Gestalt

Im Bild des Philosophen drückt alle Gestalt, alle Skizze eines Denkens eine bestimmte *Geste* des Redens, des Sprechens, des Bestätigens aus. Was sich einzeln wissen ließe – Meinungen, Sätze, Begriffe usw. –, wird einer Philosophie zugesprochen, sobald es einem Handlungszentrum, einer Autorität, einem Autor zugerechnet werden kann. Der Philosoph als die Gestalt des Zentrums der Aussagen, des Zusammenhangs der Meinungen, stellt den unaufhörlichen Wechsel der Vorstellungen ruhig, weil darin Ähnlichkeiten und Widersprüche sich aufgehoben finden. In der Feststellung eines Denkens als Anerkennung seiner tatsächlichen Formulierung wird seine Fremdheit gelöscht und in Andersheit überführt. Das Bild des Philosophen läßt die Aussagen als persönliches Besitztum, als individuelles Eigentum verstehen.

Diese Vorstellung ist geläufig; sie hat auch eine Geschichte. Als Figur des Verstehens beherrscht sie das europäische Wissen seit dem 18. Jahrhundert. Der Philosoph (wie im übrigen der Komponist, der Schriftsteller, der Künstler usw.) wird seitdem als ein Wesen jenseits der rein biographischen Auskunft begriffen. Er wird als Instanz der Produktion von Sätzen anerkannt, als Autor. Von der Philosophie reden heißt, über das Eigentum im Reich des Gesagten (wie des Gemachten, des Geschriebenen, des Geschaffenen etc.) zu entscheiden. So macht diese Vorstellung insbesondere das historische Wissen von Philosophie (wie von Musik, Literatur und Kunst etc.) möglich. Die Geistesgeschichte wird in dieser Vorstellung aktualisiert; durch die Ein-Bildung der Handlungs-Person wird die Vergangenheit des Geistes überhaupt angenähert, eröffnet.

Das Bild des Philosophen verleiht der Gesamtheit dessen, was jemals gesagt wurde, die Lebendigkeit der Unterhaltung, die Lebhaftigkeit des Widerspruchs

etc.; die Vergangenheit der Philosophie wird in der Vorstellung des Redners als ein dramatisches Geschehen erfunden. Diese Erfindung ist, wohl gemerkt, doppeldeutig. Wenn die Wirklichkeit der Philosophie in der Tatsache liegt, daß sie formuliert, ausgesprochen ist, erscheint sie nah nur um den Preis, daß sie zugleich fern erscheint. Notwendigerweise macht gerade die Formulierung eines Gedankens ihn vergangen, drückt ihn tief in die Höhlungen des historischen Wissens, wo die entfernten und unbeweglichen Schatten der Autor-Menschen über alles Gesagte regieren. Zugleich stellt das Bild einer einzelnen Gestalt gerade denjenigen Ort dar, an dem das philosophische Sprechen gleichsam gegenwärtig ist, wirksam und feststellbar.



William Hogarth: Paulus vor Felix (Detail)

Im Reden über die Philosophie ist das Bild des Philosophen längst traditionell geworden, es »zeigt«, was zu wissen ist. Der Philosoph als Redner scheint die Aussagen zu beherrschen, er ist der Urheber der Sätze. Zugleich aber ist es wahr, daß er allein und isoliert ist, eine nur einfache Geste des Sprechens. Was eine solche Gestalt ausdrückt, ist durch ihre Einfachheit selbst beschränkt: die Vorstellung von Gegenwärtigkeit und Geschichtlichkeit der Philosophie ist darin bloß abstrakt. Gegeben wird im Bild der Geste des Redens im Grunde ein beliebiges Faktum eines beliebigen Wissens. Philosophie ist, was einer gesagt hat.

Vor allem im akademischen Jargon ist das beschränkte Bild des Philosophen längst entscheidend für alles Reden über Philosophie: wie ausgeschnitten wird die Figur des Redens vorgestellt und damit die Entfernung zwischen dem philosophischen Reden und dem Reden über Philosophie aufgehoben. Es scheint hier, als handle es sich tatsächlich um eine einzige Bewegung: Wer über Philosophie redet, teilt er nicht selbst die Geste des philosophischen Sprechens? Ist seine Rede nicht durch die Legitimation des Philosophischen selbst getragen? Eine solche Identifikation ist aber nur abstrakt möglich, d. h. nur als Illusion autonomen Sprechens. Nur wer an die Einzelheit jeder Äußerung glaubt, nur wer die Selbständigkeit eines Gedankenganges auch fragmentarisch für wirklich hält, sieht beide Reden sich kreuzen, sich einander überlagern; über Philosophie reden heißt nur dann, sie selbst (monographisch) vorstellen, sie selbst (gleichsam als Echo) zum Sprechen bringen.

### Die Situation

Eine solche Nähe des philosophischen Redens zum Reden über Philosophie ist so künstlich wie das traditionelle Bild des Philosophen selbst. Weil es einfach ist, ist es unvollständig, ungenau. Es zeigt die einzelne Figur des Sprechens ohne Bezug. Nehmen wir den Apostel in dem Gemälde von Hogarth als Beispiel. Das vollkommene Bild des Redners ist das einer bezugslosen Geste, es ist nur scheinbar spontan und vielmehr durch die Narbe eines Vergessens gekennzeichnet. Weder zeigt es woher, noch wohin gesagt wird, was gesagt wird. Es ist zwar offensichtlich, daß die Rede auf Hörer zielt und daß sie als Geste *etwas* aussagt (die Wahrheit, das Wissen etc.). Aber die Einzelheit der Gestalt zeigt weder das eine noch das andere. Weder die erhobene noch die ausgestreckte Hand sind verständlich; Herkunft und Adresse dessen, was gesagt wird, sind unbestimmt. Das Milieu, die Situation fehlt.

Es lassen sich eine Vielfalt von Situationen denken bzw. aus der Geschichte anführen und entsprechend verschiedene Gestalten des Redners vorstellen: der Philosoph als Lobsänger der Natur, der Philosoph als Volksprediger, als Marktreddner, der Philosoph als Künder himmlischer Geheimnisse, als Enthüller geheimen Wissens, als Anwalt der Aufklärung. Die entsprechenden Situationen bezeichnen immer wieder andere Orte, andere Gegenstände, andere Absichten der philosophischen Geste. Gemeinsam haben sie gleichwohl, immer *etwas* anzusprechen, der Aussage gleichsam eine Adresse zu geben: mit der Intention des philosophischen Redens gibt es eine Gesellschaft, die ihm zuhört.

Zu den Merkwürdigkeiten der von Hogarth gemalten Szene gehört nun, daß sie in zwei Stichen wiedergegeben ist, die die Situation des Apostels völlig unterschiedlich darstellen. Sagen wir, der Stich von Hogarth nach seinem eigenen Gemälde zeigt die *erste* Situation, gewissermaßen die ursprüngliche Idee der Szene. Es ist eine dramatische Szene, markiert durch die Beziehungen des



William Hogarth: Paulus und Felix (Kupferstich).

Philosophen zur weltlichen Autorität, zur Kirche, zum Volk. Man sieht den römischen Ankläger Tertullus, die jüdischen Theologen hinter ihm, Menschen im Vordergrund und im Hintergrund rechts. Die Szene ist definiert durch die Verwicklung des Redners in politische und moralische Probleme; hier ist Paulus im weitesten Sinn die Repräsentation des Philosophen. Er spricht zu den Menschen, mit Absicht auf etwas in dieser Welt: Die linke Hand des Apostels zielt auf Felix, die politische Autorität, und zugleich auf Drusilla, dessen jüdische Frau. So wird die Gestalt durch den Ort und den Gegenstand erkannt: so tritt die philosophische Rede zu anderen Reden in ein Verhältnis: Andere haben in der gleichen Situation ihr Sagen: die gegen den Christen klageführenden Juden werden durch das römische Recht verteidigt. Was diese Darstellung aus dem 18. Jahrhundert zeigt, ist gewissermaßen die Urszene, in der die Gestalt des Philosophen als Redner bestimmt ist. Es ist hier vornehmlich die politische Autorität, gegen die der Philosoph gestellt ist; man muß sich ihn vor dem Volk vorstellen, im Angesicht der öffentlichen Macht, die seine Freiheit bedroht und die ihn vielleicht sogar gefangenhält. In dieser Situation kann der Philosoph niemals außerhalb der Situation begriffen werden, obgleich seine Geste darin wie unfreiwillig und fremd

wirkt; bei Hogarth sind die Arme von Paulus gefesselt. Während die Reden der Macht von Stellen herab gehalten werden, die selbst Autorität besitzen (von hinten, von oben), spricht der Philosoph aus einer Position der objektiven Schwäche heraus, die gleichwohl seine subjektive Stärke ist, wie man am Erschrecken von Felix und Drusilla sieht. Die Macht seiner Rede erwächst also nicht aus der Position, in der er sich tatsächlich befindet, sie rührt aus dem Verweis auf eine der Situation äußerliche Instanz: das ist die erhobene rechte Hand. Und die unbestimmte Stärke aus diesem Verweis regiert die Bestimmtheit der Reaktion auf die Anschuldigungen aus der Gesellschaft (Paulus wird von den Juden der Anstiftung zum Aufruhr verdächtigt). Denn in der Tat ist die ganze Gestik weniger defensiv als vielmehr offensiv, sie zielt genau auf die Situation, oder besser: der Philosoph kritisiert, er bedient sich des Redens wie einer Waffe. In der Bibel heißt es, daß Paulus vor Felix und Drusilla »von Gerechtigkeit und von Keuschheit« redet. Felix allerdings galt als ungerechter Herrscher, und Drusilla war, wie man Flavius Josephus entnehmen kann, seine dritte Frau und Nachfolgerin ihrer Schwester, was sie nach jüdischer Auffassung zur Hure machte. Die linke Hand des Apostels hat Hogarth darum ganz deutlich vor Drusillas Schoß plaziert.

Soweit die Situation bestimmt wird, bleibt darin gleichwohl das, woher gesagt wird, was gesagt wird, unklar. Dem Blick verborgen ist Herkunft und damit Legitimität des Redens, weil sie sich außerhalb der konkreten Bezüge befindet. In dieser Darstellung ist die Wahrheit (der Grund) des philosophischen Sprechens weniger repräsentiert als ihre Absicht.

Eine zweite, veränderte Situation kann man dem Stich von Luke Sullivan nach einer Zeichnung für das Gemälde von Hogarth ablesen: Das Bild des Philosophen bleibt, grob gesehen, gleich, d. h. bestimmt durch die soziale Situation, durch seine Beziehungen zur Welt. Aber die Qualität dieser Beziehungen ist verändert – und die Modifikationen lassen andere Bezüge entdecken. Das modifizierte Bild zeigt den Konflikt des Philosophen mit der Macht nicht mehr als eine dramatische Konfrontation zweier unterschiedlich legitimierter Reden, sondern als zwei gleichwertige Weisen des Sprechens. Die philosophische Geste findet sich institutionalisiert und darum der politischen Macht gleich, von der sie sich emanzipiert: auch der Apostel erhält eine Kanzel, ein Katheder. Seine Rede erscheint nun nicht mehr spontan, sondern eher einstudiert, weniger besorgt um konkrete Absichten als vielmehr allgemein hingegen an das, was sie ausdrückt, vermittelt. Sie ist eine bestimmte Rede mit einem bestimmten Text. Als gleichsam erstarrte Gestalt findet sich der Redner in der Welt durch Anerkennung selbst isoliert. Die szenische Bedeutung des Volkes, nämlich die Öffentlichkeit der philosophischen Rede garantiert zu zeigen, übernimmt nun das Katheder, durch welches alle sozusagen funktionslosen Personen im Bild verdeckt werden. So erscheint hier die Geste des philosophischen Redens leer: es gibt keinen unmittelbaren Bezug zu der Situation. Und es gibt auch keinen Bezug zu einer höheren Wahrheit. Was gesagt ist, ist nicht



Luke Sullivan: Paulus vor Felix (Kupferstich nach Hogarth)

gesagt für ein bestimmtes Publikum. Der Redner berührt nicht direkt, was er im Blick hat; sein Gegenstand ist abwesend: die Hand weist ins Leere.

Der Stecher hat mit der Implantierung des Katheders auch die Figur der Drusilla aus dem Bild entfernt und damit die Kritik des Apostels der Adresse beraubt. Es sollen Gründe des Geschmacks und des »decorums« gewesen sein, die zu dieser Änderung veranlaßten (weil eine Apostelhand nicht auf den weiblichen Schoß weisen darf); aber eben der Verstoß gegen diese ästhetischen Gründe hat der Szene ursprünglich ihre dramatische Drastik und ihre moralisch-politische Bedeutung verliehen (sowie auch den Bezug zur Bibelstelle hergestellt, der nun fehlt). Sagen wir also, die Absicht der Rede ist in dieser modifizierten Situation unklar geworden. Dann muß man aber einräumen, daß die Einführung des Katheders die Geste des philosophischen Redens auf der anderen Seite bestimmter macht: es gibt nun einen Ort, von dem aus gesagt wird, was gesagt ist – es gibt die Schrift auf dem Katheder. Die Geste des Redners verweist nicht mehr auf eine Wahrheit jenseits der Situation, sie interpretiert einen schon vorliegenden Text, vielleicht einen traditionellen Text. Die Argumente sind bereits niedergeschrieben, vielleicht

zusammengestellt in der Einsamkeit des Nachdenkens, vielleicht erlernt durch Lektüre. Der Redner rezitiert, er sagt, was zu sagen ist, mit Nachdruck aus: Die rechte erhobene Hand ist hier die rhetorische Betonung dessen, was sich niedergeschrieben findet, immer bereit ist der Finger, ein Wort in der Schrift auf dem Pult zu unterstreichen.

Genau besehen ist die Situation des Redners hier aus der Welt der Texte gebildet, die ihn umgeben. Überall werden Reden auf die gleiche Autorität des Schriftlichen gegründet, auf eine Tradition in ihrem Genre: Felix hält einen Text als Dokument seiner Macht in Händen (tatsächlich scheint ihm das Papier zu entfallen, wie wenn durch den Auftritt des Apostels seine Legitimation in Frage gestellt wäre). Der Ankläger Tertullus kann sich ebenfalls auf das Gesetz stützen, und die Protokollanten versuchen, die Auseinandersetzung als Geschichte aufs Papier zu bannen. Dies alles gehörte schon zur Situation des Redners, als seine Geste Kritik bedeutete. Dort sprach er sozusagen gegen das Papier, gegen das Gesetz. Daß er nun selber einen Text besitzt, modifiziert seine Bedeutung entscheidend. Was der Redner sagt, erscheint als Teil einer Literatur (so wie fast alles, was gesagt ist), einer dem jeweiligen Sprechen eigenen Tradition. Es ist weniger klar, wohin gesprochen wird, und eher, woher und mit welchem Recht gesprochen wird. Die Geste eines spezifischen Redens vorzustellen (und festzustellen), heißt deshalb, es als Argumentationsfolge zu charakterisieren, die eine eigene, eben eine literarische Geschichte hat.

Was der zweite Stich also an der Situation des Apostels verändert, bedeutet eine Umkehrung der Geschichte, die von ihm erzählt werden kann. Vom Verkünder einer neuen Wahrheit, die noch nicht in bestimmter Weise aus der Situation legitimiert werden kann, wandelt er sich zum Prediger einer traditionellen Wahrheit, die nicht mehr in bestimmter Weise an jemanden gerichtet ist. So geschehen geben die beiden Stiche die Stufen des historischen Verständnisses an, das die Geschichte hinter dem Bild etwa des Philosophen rekonstruiert: Im 18. Jahrhundert wird die Geschichte der Philosophie auch als politischer Meinungskampf gelesen, im 19. Jahrhundert wird sie dann als eine eigene literarische Tradition begriffen. (Den Höhepunkt der Merkwürdigkeiten um das Apostelbild von Hogarth bezeichnet der Umstand, daß man im 19. Jahrhundert tatsächlich das originale Gemälde nach dem Vorbild des Stiches von Sullivan umgeändert hat.)

### Die Tradition

Sagen wir, daß im Reden über Philosophie heute der philologische Geist exklusiv, d. h. ein Interesse für den Philosophen als Autor-Redner ohne Rücksicht auf dessen Situation vorherrschend ist. Jeder Versuch dagegen, die Situation als Positivität des philosophischen Sprechens anzuerkennen – dieser Versuch sei Wiederbringung

einer Verdrängung, Aufhebung eines Vergessens oder Neu-Entdeckung des historischen Wissens –, muß daher zunächst auf die Anerkennung der Komplexität des philosophischen Sprechens führen. Komplex aber ist das philosophische Sprechen im rhetorischen Sinn mindestens zweifach, nämlich sowohl der Herkunft als der Adresse nach (Aristoteles hat als *ethos* und als *pathos* unterschieden, was durch den erhobenen und durch den ausgestreckten Arm des Apostels dargestellt ist). Und entsprechend gibt es im historischen Interesse für Philosophie eine doppelte Tendenz, die Situation des Auftritts des Philosophen durch die Absicht oder durch den Grund seiner Rede allein eindeutig vorzustellen. Vielleicht läßt sich behaupten, daß das Bild des Philosophen als Redners gerade deshalb durch die Geschichtsbücher der Philosophie so stark durchscheint, weil in der Geste des Sprechens und Behauptens beide Momente es gleichermaßen möglich machen, von einer Figur zu einer anderen überzugehen. Die scheinbar evidente Gegenwärtigkeit der isolierten Gestalt des Redners erlaubt es auch, die Aussagen verschiedener Denker zu »einem Problem« historisch aufzuzählen, oder, andererseits, ihren Anspruch und ihre Gründe zu vergleichen. So kann man sagen, daß der historische Zusammenhang im Gebiet der Philosophie sich als rhetorisch fundiert erweist, weil er für die gängige Rede über Philosophie im Bild des Redners bereits mit vorgestellt ist. Die Tradition der Philosophie zu denken heißt, von der Situation ihrer Äußerung zu abstrahieren.

Diese Abstraktion geschieht zweifach. Wird das philosophische Reden als Intention betrachtet, dann nimmt die Philosophiegeschichte die Gestalt einer *unendlichen Unterhaltung* an. Die Philosophen erscheinen in der Auseinandersetzung mit gewissen unveränderlichen Problemen beschäftigt. So ähneln sich die philosophischen Reden aller Zeiten als verschiedene Meinungen einander an. Dieser Gedanke einer unendlichen Unterhaltung ist abstrakt, weil er nicht das Spezifische der historischen Situation der philosophischen Geste vorstellt, weil er keine Fragen anerkennt, worauf Philosophieren als Antwort verständlich wäre. Das Philosophische bleibt Eigensinn, vervielfältigt als Material der Geschichte. Die in dieser Geschichte vereinigten Reden sind wie auf den Regalen einer *hoplothèkè*, einer Waffenkammer von Argumenten, nach der Hierarchie der Zwecke und Absichten angeordnet. In die Welt gesprochen, sind die philosophischen Argumente außer der Zeit genommen, außerhalb des Kontextes ihrer Situation: wie wenn sie immer und immer wieder als gleiche zur Verfügung stünden.

Wenn andererseits das philosophische Reden als Ausdruck betrachtet wird, wenn man es ausschließlich in bezug darauf ansieht, was es ausspricht, wird die Geschichte der Philosophie zur Gestalt eines *ewigen Textes*. Die Philosophen erscheinen hier einer immer gleichen Aufgabe dienend, aus immer gleichem Recht sprechend. Die philosophischen Reden aller Zeiten ähneln sich einander hier wie verschiedene Formulierungen eines selben Geistes. Auch diese Idee eines ewigen Textes ist abstrakt, weil sie keine historischen Bedingungen des Auftauchens der

philosophischen Geste vorstellt, sondern diese immer als mit sich selbst konform zeigt. Das Philosophische ist Stil, nach den Launen der Geschichte (der Systeme, der Ideen zum Beispiel) nur variiert. Die hier versammelten Dokumente sind wie in den Regalen einer *bibliothèque*, eines Friedhofs der Reden gemäß bloß individueller Verschiedenheit angeordnet. Ausgesagt mit einem bestimmten Anspruch (philosophisch zu sein), werden die philosophischen Argumente hier von dem abgeschnitten, was sie provozierte, was sie nötig und erfolgreich machte.

Beide Weisen, die Geschichte der Philosophie vorzustellen, sind Verwendungsweisen des Bildes von der Situation des Redners und zugleich Abstraktionen davon. Die Tradition der Philosophie wird durch die Zeiten hindurch als die *Einförmigkeit* des Adressaten des philosophischen Redens oder als die *Einheit* der Adresse selbst begriffen.

Vermuten wir, daß beide Weisen der Abstraktion ihre Geschichte, d. h. ein Verhältnis zueinander haben. Vermuten wir weiter, daß der Gedanke einer philosophischen Tradition als einer bestimmten Literatur näher an der Wahrheit der philologischen Gelehrsamkeit steht, mit der die Philosophie ohne Ende behandelt wird. Wenn wir uns für die Geschichte dieser Nähe interessieren und dafür, was diesen Abstraktionsprozeß so problemlos hat vonstatten gehen lassen, dann müßten wir das Katheder in Augenschein nehmen. Denn wenn es stimmt, daß die Faszination für die philosophische Rede die Autorität dieses Sprechens erklärt haben möchte und gleichsam für die erhobene Hand des »Ich sage euch« einen Grund fordert, den sie dann in der Schrift auf dem Katheder erfindet, dann ist dieses Instrument des Redners zugleich seine Institution, d. h. das, was ihm Anerkennung sichert, noch bevor er etwas sagt. Das Katheder ist die Stütze des Textes und repräsentiert damit die Sicherheit einer vertrauten, im Zweifelsfall kontrollierbaren und auslegbaren Autorität. Mit dem Text auf dem Pult wird dem Redner Verständlichkeit unterstellt, so wie seine Position hinter dem Katheder Verdienst und Fähigkeit grundsätzlich für wahrscheinlich gelten läßt.

Es ist also das Katheder, das insgeheim die Vorstellung beherrscht, welche die Geste des Sprechens aller Spontaneität und Situationsgebundenheit entkleidet; wenn erst einmal die Repräsentation der Rede durch den Text für selbstverständlich gilt und das stehende Sprechen sowieso nur noch hinter einer Art Pult vorgestellt werden kann, dann läßt sich auch darauf verzichten. Damit sind wir bei der phantastischen Figur des Philosophen gelangt, der ohne Anlaß und ohne Adresse einfach nur in einem bestimmten Modus des Sprechens aktiv zu sein scheint und in dieser abstrakten Reinheit immer wieder aus dem Text herausgestellt werden kann. Daß damit auch eine Geschichte vergessen wird, sagt vielleicht nicht viel; eher schon, daß es die Geschichte davon ist, wie Geschichte überhaupt aus unserer Vorstellung des Philosophierens gleichsam ausgeblendet wird.

MARIE-SIMONE ROLLIN

## Zwanzig Jahre Germanistik in Vincennes: Das Ende einer Illusion

Die Universität von Vincennes ist 20 Jahre alt, die Französische Revolution 200 – triste Jahrestage, erzwungene Erinnerung an neu aufgekommene Gedanken, in die die Leute von Vincennes ihre Hoffnung gesetzt hatten. In diesem Jahr der Gedenkfeiern ist Frankreich wie jeder Staat abstoßend in seiner Heuchelei, doch einzigartig in der Abfallkunst der Rekuperation, und seine Intellektuellen sind nicht zu übertreffen, wenn es um die Verleugnung ihrer früheren Utopien geht, jetzt, wo man deren Karikaturen auf Schritt und Tritt begegnet.

Das Europa von 1993 zeichnet sich am Horizont ab, und die Hauptsorge der französischen Universität im allgemeinen und der von Vincennes im besonderen ist es, zu diesem Termin auf dem Markt neben der deutschen, englischen, italienischen, niederländischen usw. Konkurrenz nicht allzu dumm dazustehen. Selbst die einzelnen französischen Universitäten wetteifern darin, den Studenten ein neues, breiteres, die europäischen Grenzen überspringendes »Wissen« zu vermitteln, und auch in Vincennes hören sich Pädagogen überall herum, welche Ideen die anderen haben. Sie übernehmen sie, machen ein paar Schönheitsreparaturen, indem sie hier ein neues Fach, da ein Diplom für Europastudien beifügen, und basteln an Studiengängen, um den neuen Vincenner Studenten den alten Makel zu nehmen, »aus Vincennes zu kommen«, und sie auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzfähig zu machen.

Die Professoren müssen abgeschafft werden, sagten wir 1969 als Studenten oder als Prof oder als beides zugleich. Das haben wir jetzt geschafft: die letzte Existenzberechtigung eines Dozenten, die nicht in der Vermittlung von Wissen, sondern in der kritischen Darstellung dieses Wissens bestand, wird durch die viel wichtigere Erkenntnis beiseitegefegt: wir haben konkurrenzfähig zu sein. Folgen wir diesem Gebot nicht, dann sind wir wirklich abgeschafft, und nicht nur symbolisch.

Beim Aufbau des Lehrkörpers im Jahre 1969 hatte die Regierung für jede Fachrichtung einige Dozenten ernannt, die dann ihrerseits je nach ihrer politischen Sympathie weitere Dozenten rekrutierten. Es gab einen liberalen, sehr konservativen Flügel, dem es nicht gelang, seine Kandidaten durchzusetzen; die Hauptauseinandersetzung spielte sich zwischen der KP und den Linken ab. Die KP hatte gut manövriert und die Neutralen als Stimmvieh unter ihre Fittiche genommen. War man daran interessiert, in Vincennes über sein Dissertationsthema einen Kurs zu machen, so wandte man sich, je nach seinen Beziehungen, an einen KP-Prof, an